Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 78 (1998)
Heft: 12-1

Rubrik: Dossier : Herbert Lüthy : Stimme der Geschichte in der Gegenwart

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Thomas Maissen, *1962 in Zürich geboren, studierte in Basel und Rom Geschichte, Latein und Philosophie; nach weiteren Studien in Neapel und Paris 1993 Promotion zum Thema «Von der Legende zum Modell. Das Interesse an Frankreichs Vergangenheit während der italienischen Renaissance» (Helbing und Lichtenhahn, Basel 1994). Seit 1993 Assistent für Geschichte der Frühen Neuzeit an der Universität Potsdam und regelmässiger Mitarbeiter der «NZZ» für historische Themen. Zahlreiche Publikationen, zuletzt gemeinsam mit Katrin Burri «Bilder aus der Schweiz, 1939–1945», NZZ-Verlag Zürich 1997.*

Konfessionelle Wurzeln des modernen Kapitalismus

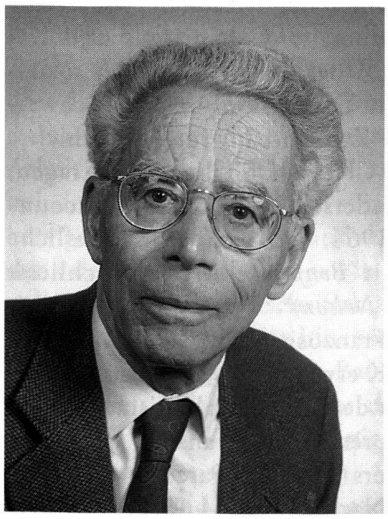
Herbert Lüthys Relativierung von Max Webers These zu Kapitalismus und protestantischer Ethik

Max Webers Studie «Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus» kennt seit der Veröffentlichung der ersten Fassung von 1904/5 einen anhaltenden internationalen Erfolg, der bei einem wissenschaftlichen Werk kaum Parallelen hat[1]*. Die Gleichung «Protestantismus/Calvinismus = Kapitalismus ist zu einer Art Allgemeingut geworden. Herbert Lüthy hat schon vor dreissig Jahren auf Unstimmigkeiten dieser These aufmerksam gemacht.*

Wer weiss heute noch etwas über die «doppelte Prädestination»; und wer kann erklären, weshalb eine (nicht die einzige) Prädestinationslehre statt zu Fatalismus zu einer wirtschaftlichen Gestaltungskraft und Dynamik geführt haben soll, die in der ganzen Weltgeschichte ihresgleichen sucht und universal geworden ist?

Weber selbst hat als – beschränkten – Gegenstand des Aufsatzes *«die Entwicklung des ‹Berufsmenschentums› in seiner Bedeutung als Komponente des kapitalistischen ‹Geistes›»*[2] bezeichnet. Wesentliche Aspekte seiner Ausführungen könnte man so zusammenfassen: Auf den in ökonomischen Fragen sonst traditionalen *Luther* geht ein neues Konzept des *«Berufs»* zurück, der *«Berufung» (calling)* als gottgewollte innerweltliche Aktivität, aus dem sich später – dynamisiert und säkularisiert – das bürgerliche Berufsethos entwickeln wird. Ihrerseits verlangt die calvinistische Prädestinationslehre die *«innerweltliche Askese»* als Zeichen möglicher Auserwähltheit: Redlichkeit, rastloser Arbeitsfleiss und disziplinierte Sparsamkeit, die Gewinne nicht geniesst, sondern reininvestiert, wobei allmählich ganz entgegen der reformatorischen Intention eine neue «Werkgerechtigkeit» entsteht – wirtschaftlicher Erfolg wird als Zeichen von Auserwähltheit und Tugend betrachtet. Die eigentliche Ausprägung dieser systematischen *«Werkheiligkeit»* zu einer dem Kapitalismus gemässen, rational-methodischen *«Lebensführung»* auf Grundlage der «Berufsidee» zeigt sich im Pietismus, Methodismus und den protestantischen «Sekten» Englands und Amerikas, die ehrliche, gewaltlose, legale (und insofern nicht traditionale) Profitmaximierung zu einem göttlichen Gebot und einem Wert an sich im Rahmen der religiösen und praktischen Ethik werden lassen.

Herbert Lüthy



Die Popularität der *Weber*-These hat, abgesehen von der scheinbaren Trivialität der eingangs erwähnten Formel, viele andere Gründe, nicht zuletzt ihre scheinbare Stossrichtung gegen den marxistischen Materialismus. Damit lässt sich die hohe Wertschätzung *Webers* bei anglo-amerikanischen Forschern aller Disziplinen und in den nach neuem Fundamenten suchenden Wissenschaften Nachkriegsdeutschlands erklären, auch wenn *Weber Marxens* Leistungen neben Kritik hohe Anerkennung entgegenbrachte. Keineswegs hat er beabsichtigt, in der idealistischen Tradition die Geschichte wieder auf den Kopf zu stellen – die «Protestantische Ethik» sei nicht ent-

standen, um *«an Stelle einer einseitig ‹materialistischen› eine ebenso einseitig spiritualistische kausale Kultur- und Geschichtsdeutung zu setzen»*[3].

Dieser Satz am Ende der berühmten Studie sei allen – mit *Webers* Worten – *«Dilettanten»*[4] ans Herz gelegt, welche in ihr eine monokausale Erklärung vermuten – oder vielmehr eine wissenschaftliche Bestätigung ihres monokausalen Vorurteils erhoffen. *Webers* These besteht nicht im Nachweis, dass der Protestantismus den Kapitalismus hervorgebracht hat, sondern: *inwiefern* gewisse Protestantismen zu dessen geistiger Fundamentierung beigetragen haben. Man muss nicht zum selbstbewussten protestantischen Bildungsbürgertum gehören, um eine Erklärung für einen offensichtlichen Tatbestand zu begehren: die Börse von Amsterdam, *James Watts* Dampfmaschine, die Elektromotoren des *Werner von Siemens, Henry Fords* Fliessband – Industrialisierung und moderner Kapitalismus (keine deckungsgleichen, aber sich gegenseitig bedingende Phänomene) haben ihren Durchbruch in *protestantischen* Ländern erlebt. Statistische Unterschiede zwischen katholischen und protestantischen Schülern und Arbeitern im Grossherzogtum Baden bilden auch den Aufhänger für *Webers* Studie. Gewiss lässt sich sein damaliges Zahlenmaterial bemängeln, gewiss lassen sich Lücken in seiner Beweisführung aufzeigen, gewiss katholische Gegenbeispiele oder Parallelen anführen; die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der «Protestantischen Ethik» hat dies immer wieder getan. Aber sie kann deren Popularität so lange nichts anhaben, als sie keine andere Erklärung für den Durchbruch von Kapitalismus und Industrialisierung im protestantischen Raum liefert. Dass in dieser Hinsicht ein Zusammenhang besteht, ist denn auch kein Ergebnis von *Webers* Arbeit, sondern vielmehr ihre Voraussetzung, eine Vermutung, wie sie nicht nur andere Wissenschafter vor *Weber* geäussert haben, sondern bereits die Zeitgenossen im 17. und 18. Jahrhundert.

Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der «Protestantischen Ethik» kann deren Popularität so lange nichts anhaben, als sie keine andere Erklärung für den Durchbruch von Kapitalismus und Industrialisierung im protestantischen Raum liefert.

Lüthys wirkungsmächtige Beiträge

Diese empirische Verbindung wird – wie von *Weber* selbst[5] – auch von *Herbert Lüthy* gleich zu Beginn seines Opus magnum festgehalten, doch fragt sich der Schweizer Historiker – von *Webers* Antwort nicht überzeugt –, ob man *«cette affinité»* nicht anders, klarer interpretieren könne. «La Banque Protestante en France» von 1685–1794 ist ein Thema, bei dem die Diskussion von *Webers* Aufsatz sich aufdrängt: die beherrschende Stellung der benachteiligten calvinistischen Minderheit im Geldgeschäft des vorrevolutionären Frankreich. Doch *Lüthy* macht sofort klar, dass er nur in der Einleitung und in den Schlussbemerkungen auf die These eingehen wird. Die dazwischen liegenden gut 1100 eng bedruckten Seiten erwähnen den Namen des deutschen Soziologen nie, *«la théorie n[y] a eu que peu de place»*. *Lüthy* ahnt allerdings sehr wohl, dass seine Auseinandersetzung mit *Weber* ein grösseres Publikum interessieren und finden wird als seine faszinierende, sehr anspruchsvolle Untersuchung der «Banque Protestante». Eine erste Zusammenfassung seiner diesbezüglichen Überlegungen erscheint noch vor der Drucklegung seines Hauptwerks als Aufsatz, und ihre verschiedenen Fassungen in drei Sprachen ergeben das eindrückliche Bild einer im wissenschaftlichen Austausch stets erweiterten und auch stilistisch verfeinerten Argumentation. Deren Ausbau kann man – ohne den Anspruch auf bibliographische Vollständigkeit und detaillierte textgeschichtliche Analyse – in fünf Stufen einteilen:

1. Die erwähnten Äusserungen in der «Banque Protestante» (im folgenden abgekürzt als BP I bzw. II) fallen in die Jahre 1959 (Vorwort, auszugsweise auch auf Deutsch publiziert) und 1961 (Schlussbemerkungen)[6].

2. 1961 erscheint mit Anspielung auf den Titel einer der frühesten *Weber*-Kritiken[7] «Nochmals: ‹Calvinismus und Kapitalismus›. Über die Irrwege einer sozialhistorischen Diskussion» in der Schweizerischen Zeitschrift für Geschichte (abgekürzt CK); auf Englisch übertragen, findet sich derselbe Artikel im «Encounter» von 1964, wo sich eine briefliche Debatte mit *Benjamin Nelson* anschliesst (abgekürzt *Nelson*)[8].

3. Auf Französisch werden *Lüthys* gegenüber CK erweiterten Überlegungen als Aufsatz mit dem Titel «Calvinisme et capitalisme. Après soixante ans de débat» in den «Cahiers Vilfredo Pareto» von 1963 gedruckt. Nachdem 1964 *Webers* «Prote-

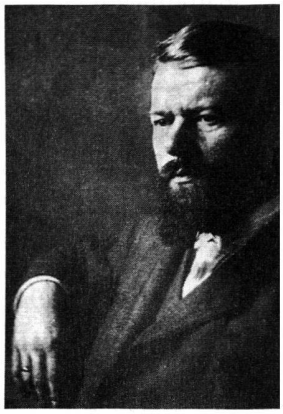
stantische Ethik» erstmals auf Französisch erschienen ist, druckt die Zeitschrift «Preuves» *Lüthys* Text erneut ab, an den sich eine recht scharfe Auseinandersetzung mit *Julien Freund* anschliesst, einem Übersetzer *Webers* (abgekürzt *Freund*). Ebenfalls in einer Publikumszeitschrift, dem «Merkur», erscheint 1965 eine stark erweiterte Fassung des deutschen Aufsatzes[9].

4. Die endgültige deutsche Fassung wird 1967 in einem Essayband *Lüthys* veröffentlicht als «Variationen über ein Thema von *Max Weber:* Die Protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus» (abgekürzt V); gegenüber dem Aufsatz im «Merkur» ist sie noch um eine längere Passage erweitert (S. 61–66)[10].

5. Die ausführliche französische Schlussversion, ebenfalls mit dem Titel «Variations sur un thème de *Max Weber*», die in einigen Fragen mit Material aus «La Banque Protestante» über die deutsche hinausgeht, findet sich bereits 1965 in *Lüthys* Essaysammlung «Le passé présent. Combats d'idées de Calvin à Rousseau». Letztere wird 1970 auch auf Englisch veröffentlicht und 1972 auf Italienisch; eine gekürzte Fassung von «Variations on a theme by Max Weber» erscheint schliesslich 1985, ohne dass die Argumentation verändert oder die Literatur aktualisiert worden wäre[11].

Herbert Lüthys Überlegungen sind also in verschiedener Form zwischen 1959 und 1985 insgesamt rund fünfzehnmal und in vier Sprachen veröffentlicht worden. Die von ihm verfassten deutschen, französischen und englischen Fassungen entsprechen sich jeweils weitgehend, bis in die prägnanten Formulierungen, und zeigen auch stilistisch das Können eines grossen Essayisten. In der folgenden Zusammenfassung bleibt die Textgeschichte von *Lüthys* Aufsätzen sekundär; sie zeigt aber, dass die Kritik an der *Weber*-These ein zentrales Element seiner wissenschaftlichen Arbeit, vor allem aber *das* zentrale Element bei der Rezeption des Schweizer Historikers gerade auch im Ausland darstellt und dank der Veröffentlichungen in anspruchsvollen Publikumszeitschriften über enge wissenschaftliche Kreise hinausdringt.

Schon zu Beginn der «Banque Protestante» hält *Lüthy* fest, dass die Debatte über die *Weber*-These, wenigstens vom geschichtswissenschaftlichen Standpunkt aus, weitgehend abgeschlossen zu sein scheine. «*Elle* [la discussion] *n'a été ni sans objet ni sans fruit, et ne serait-ce qu'en écartant un certain nombre de jugements hâtifs ou passionnés, elle a mieux défini une affinité qui, pour être essentiellement ambiguë, reste néanmoins une constation de fait*» (BP I, 2). In diesem Zitat zeigt sich *Lüthys* grundsätzliche Skepsis, wenn die spirituelle Lebenswelt mit der ökonomischen in Verbindung gebracht wird – ihre Berührungspunkte seien doch sehr begrenzt, das andere in den Dogmen des einen stets sekundär. Als einzige unbestreitbare Verbindung anerkennt er, dass die zwinglianische und calvinistische, gegen das (bettel-) mönchische Ideal der Kontemplation gerichtete *Heiligung der Arbeit,* die über den Pietismus auch das Luthertum erreicht, ein grundlegendes Charakteristikum protestantischer Gesellschaften und aller ihrer Mitglieder darstellte. Dem Wohlhabenden wurde es so zur christlichen Pflicht, Arbeit zur Verfügung zu stellen, und gleichzeitig war sein ärmerer Mitbürger mental, aufgrund der religiös vermittelten Werte, eher bereit, nicht nur zu arbeiten, sondern mehr als absolut nötig zu arbeiten – eine günstige Voraussetzung für eine Industrialisierung, die sich in der Form Colbertscher Dekrete viel schlechter vermitteln liess.


Max Weber (1864–1920)

Ein anderes Argument, dem in *Webers* Aufsatz allerdings keine Bedeutung zukommt, wird von *Lüthy* unter Rückgriff auf die kurz zuvor erschienene, reich dokumentierte Studie *André Biélers*[12] ausführlich behandelt: Wohl habe *Calvin* als erster Theologe die Zinsnahme gebilligt, doch sei er damit der längst üblichen Praxis nur hinterhergehinkt. Die Bank und ihre Usanzen seien Erfindungen des Spätmittelalters, insbesondere in Italien und den Niederlanden, und nicht des reformierten Genf. *Calvin* habe das Zinsproblem eher widerwillig aufgegriffen, das sich aber in der lemanischen Handelsstadt aufdrängte, und es mit noch nie dagewesener intellektueller Schärfe analysiert. Das biblische Zinsverbot «*mutuum date nihil sperantes*» (Luc. 6, 35) ergebe sich für den Reformator aus der Nächstenliebe im Umgang mit den Notleidenden und verbiete den Wucher; es gelte jedoch nicht bei produktivem Kapital, im marktmässigen Austausch unter Gleichen oder gar im Geldverleih an Reichere. Entscheidend sei das Gebot der Redlichkeit, Rechtmässigkeit und Billigkeit (*Calvins* «règle de l'équité»),

wie es aus der Bergpredigt hervorgehe. Damit aber, so *Lüthy,* habe *Calvin* nicht die Wucherei eingeführt: Die Praxis und die Hemmungen der Genfer Bankiers unterschieden sich nicht von ihren katholischen Geschäftsfreunden. Neu dagegen sei eine rechnerische, wissenschaftliche Mentalität im Umgang mit dem alten Phänomen des Zinses, dessen theoretischer Erörterung in Genf anders als in katholischen Gegenden nun keine grundsätzlichen rechtlichen Schranken mehr gesetzt sind.

Das erklärt aber für *Lüthy* nicht, weshalb die Bürger der Calvinstadt zu den Banquiers der katholischen Krone Frankreichs wurden. *«Si certains Genevois se font remarquer par leur efficacité en affaires, cela fait la réputation d'une ville et non celle d'une croyance dont les représentants les plus authentiques en France, les protestants cévenois, ne présentent vraiment pas trace d'‹esprit capitaliste›»* (BP II, 770). Die Tradition einer alten Handels- und Messestadt ohne bäuerliches Umland ist die Voraussetzung, dass die Genfer in der konkreten Situation eine Mittlerfunktion zum kapitalkräftigen Ausland aufbauten und dem absoluten französischen Herrscher das einzige lieferten, was er trotz seiner Allmacht nicht durch staatliche Dekrete besorgen konnte: gutes Geld. Die prosopographische Rekonstruktion dieses feinen Netzes von *Familien- und Geschäftsbeziehungen* ist denn auch *Lüthys* Meisterleistung. 1685 durch das Edikt von Fontainebleau entrechtet und für ein Jahrhundert um alle Karriereaspirationen innerhalb der königlichen (Finanz-)Verwaltung gebracht, blieb der benachteiligten, aber nicht massiv verfolgten Minderheit nur die internationale Bank, vor allem das Wechsel- und Zahlungsgeschäft, als Ort der Verwirklichung. Zusätzlich prädestiniert war sie dazu durch das vom Knotenpunkt Genf ausgehende, weitverzweigte personale Netz und eine unvermeidliche Mobilität: konvertierte oder kryptocalvinistische Familienteile in Frankreich, zu Reichtum und Bürgerehre aufgestiegene Hugenotten in vielen Staaten Europas, die als Ausländer in ihre alte Heimat zurückkehrten, um zu handeln und sich zu verschwägern.

Geschäft einer Minderheit

Lüthy hat *«ce fait social»* reich dokumentiert und damit die Banque Protestante als Minderheitenphänomen erklärt (vgl. auch V, 57 f.) – ähnlich wie etwa *Sombart* den Kapitalismus auf den Status der Juden zurückführte. Auch *Max Weber* erwähnt die Minderheitenthese, gerade hinsichtlich der Hugenotten, hält sie jedoch im Norden Europas nicht für eine ausreichende Deutung[13]. *Lüthys* einleuchtende Interpretation der Banque Protestante ist denn auch weniger eine Entgegnung auf *Weber,* der in seinem Aufsatz Frankreich kaum erwähnt und auch die Zinsproblematik vernachlässigt; überhaupt deutet der Soziologe die Reformation und erst recht *Calvin* nicht als radikale Bruchstellen, sondern als einen Ausgangspunkt (neben anderen) der ökonomischen und mentalitätsgeschichtlichen Entwicklung hin zum Kapitalismus. Ob in diesem Prozess die in mancher Hinsicht archaischen Wechsel- und Zahlungsgeschäfte der Banque Protestante und ihre Dienstleistungen für die französische Krone überhaupt eine zentrale Rolle spielen, müsste noch genauer diskutiert werden: Kapitalismus ist mehr und anderes als Finanztransaktionen. Wie dem auch sei: *Inhaltlich* richtet sich *Lüthys* Meisterwerk viel eher gegen die reaktionären Verschwörungstheorien im nachrevolutionären Frankreich, die einen *«complot protestant»* um Genfer Bankiers wie *Necker* für den Untergang des Ancien Régime verantwortlich machten. *Methodisch* hingegen ist seine monumentale Studie – unausgesprochen – ein Gegenentwurf zu *Weber,* geprägt vom Misstrauen des Historikers gegen den soziologischen Zwang zur Systematik ungeachtet fehlender oder unvollständig ausgewerteter Quellen, geprägt von den Hemmungen *«d'ordonner, ‹d'organiser› le chaos brut des faits du passé»*: *«Le présent travail est et a voulu être un travail de charretier, soucieux de ne rien affirmer au-delà du fait constaté et de toujours en fournir la référence exacte»* (BP II, 748, 750).

Lüthys monumentale Studie ist ein methodischer Gegenentwurf zu Weber, geprägt vom Misstrauen des Historikers gegen den soziologischen Zwang zur Systematik ungeachtet fehlender oder unvollständig ausgewerteter Quellen.

In seinen Aufsätzen wird *Lüthy* in dieser Sache deutlicher: *«Weber hat kein einziges konkretes, historisch überprüfbares Beispiel gegeben, in dem ein klarer Zusammenhang zwischen Reformation oder Calvinismus und Kapitalismus greifbar wurde: er hat die allgemeine Hypothese einer ethischen Verhaltensnorm und einer praktischen Verhaltensweise aufgestellt. Diesem grossen und problematischen Geist ging es nie eigentlich*

um konkrete Geschichte und auch nicht um Gesellschafts- und Wirtschaftssysteme, sondern um das Aufspüren der letzten geistig-seelischen Voraussetzungen menschlichen Verhaltens und Handelns» (V, 44, teilweise auch schon CK, 131). Was *Webers* Ausgangspunkt betrifft, die statistischen Angaben über das Grossherzogtum Baden, so habe er *«nur den einen Punkt hervorgehoben und verallgemeinert, der seine von vornherein gezogenen Schlussfolgerungen stützen konnte, und alles Übrige vernachlässigt»* (V, 55).

Auch in *Lüthys* Aufsätzen können wir die doppelte Frontstellung feststellen, die – zusammen mit ihrer Entstehungsgeschichte – erklärt, weshalb *Lüthys* Ausführungen brillant, aber nicht immer aus einem Guss und mit deutlicher Stossrichtung daherkommen[14]: *Methodisch* stösst er sich am gleichwohl mit grosser Anerkennung («giant of insight») titulierten *Weber*, vor allem an dessen idealtypischen Vorgehen (explizit in den erwähnten Auseinandersetzungen mit *Julien Freund* und *Benjamin Nelson); inhaltlich* dagegen am Trivial-Weberianismus der Lehr- und Handbücher, den er wiederum als Reaktion auf den (Trivial-)Marxismus versteht: *«diese handliche Konstruktion, die sich gern auf die Autorität Webers beruft, aber seine subtile Hypothese vergewaltigt»* (V, 52; vgl. auch Antwort an *Nelson*, S. 92). *«Die Diskussion hat sich auf diesen Aspekt der Beziehung zwischen reformatorischer Lehre und Wirtschaftsgebaren eingeengt – nicht eines durch viele Zwischenglieder vermittelten Zusammenhangs im Ganzen einer Zivilisationsgeschichte, auch nicht wie bei Weber einer subtilen Affinität idealtypischer Normgefüge, sondern einer direkten, ursächlichen Beziehung zwischen religiöser Doktrin und wirtschaftlich-praktischem Verhalten: als wäre hier der rote Faden der Geschichte gefunden, der dialektisch vom Thesenanschlag in Wittenberg zur Wall Street und den Fliessbändern von Detroit führt»* (CK, 135 f. = V, 50).

Lüthys alternative Deutung, die – ohne gegenseitige Abhängigkeit – in manchem mit derjenigen *Hugh Trevor-Ropers* übereinstimmt, nimmt nicht die Reformation zum Ausgangspunkt, sondern Spätmittelalter und Renaissance. *«Besteht nicht der ursprüngliche Irrtum darin, konfessionelle Gruppen als primäre Einheiten aufzufassen, die vom gleichen Niveau ausgegangen wären und sich erst in der Folge ihrer konfessionellen Trennung differenziert hätten, während in Wirklichkeit die Bevölkerung und Regionen bereits differenziert waren – ländlich oder städtisch, handeltreibend oder autark, ‹fortgeschritten› oder ‹rückständig›, bevor sie sich, freiwillig oder gezwungenermassen, der Reformation anschlossen oder der katholischen Kirche treu blieben?»* (V, 56). Humanismus, Individualität, Städteblüte, technische und geographische Entdeckungen: Eine offene und zukunftsgerichte Zeit waren die Jahre um 1500, in denen die – katholischen – *Fugger* und *Medici* den Inbegriff des Handelskapitalismus darstellten. Diese Anlage wurde nicht durch die Reformation geweckt oder sonderlich gefördert, wohl aber durch die *Gegenreformation* brutal abgewürgt, die den dynamischen *«Geist der Kritik, der Ketzerei und der Widersetzlichkeit»* (V, 67) ausmerzte. Der *posttridentinische* Katholizismus erst war es, der im Verbund mit absolutistischen Fürstenhöfen, eine – insofern *moderne* – einheitliche, staatliche, unduldsame Ordnung herstellte, während in den heterogenen Protestantismen die archaische Vielfalt des ständischen, gleichermassen fürstlichen, republikanischen und feudalen Mittelalters überlebte und in ihren alteuropäischen Freiheiten auch – für die wirtschaftliche Entwicklung zentral – den Refugianten einen neuen Rahmen gewähren konnte. *«Wenn einerseits die Reformation für eine gesellschaftliche Weiterentwicklung verantwortlich gemacht wird, die nur Weiterführung oder Wiederaufnahme schon vorher wirksamer Entwicklungstendenzen war, dann muss auf der anderen Seite mit zwingender Logik die Gegenreformation für die Blockierung jener Dynamik verantwortlich gemacht werden, die sich vorher unter der milden Herrschaft der katholischen Kirche entfaltet hatte»* (V, 61).

Lüthy versteht seinen Beitrag als Alternative zu einer unbelegbaren Spekulation über theologische Motivationen ökonomischen Handelns und zu einer Unterordnung der geschichtlichen Detailkenntnisse unter die soziologische Theorie.

Gegenüber *Weber* verschiebt *Lüthy* die Fragestellung also in zweifacher Hinsicht: Einerseits von den *«theologischen und ethischen Postulaten der Reformatoren»* hin zum protestantischen Fundamentalereignis selbst, der Reformation, zur katholischen Gegenreformation und beider Auswirkungen auf Verfassung, Politik, Wirtschaft, Gesellschaftsstruktur und individuelle Freiheitsräume in den europäischen Staaten; und andererseits von der Untersuchung, inwiefern die Reformation

(beziehungsweise ihr Gedankengut) die Entwicklung zum Kapitalismus langfristig *begünstigte,* zur Frage, wer – katholische Anstaltskirche oder protestantische Vielfalt – diese, die im Spätmittelalter an vielen Orten angelegt gewesen war, *weniger behinderte.* Damit ist die Reformation nicht länger Katalysator, sondern nur noch das geringere Übel für die wirtschaftliche Dynamik um 1500.

Die Präzisierungen zu den Folgen der Gegenreformation machen den grössten Teil derjenigen Ausführungen aus, die in *Lüthys* Aufsätzen allmählich neu hinzukommen. Bereits in CK findet sich ausserdem eine später ebenfalls erweiterte Problematik, die an die Arbeiten des – nicht genannten – *Weber*-Freundes *Ernst Troeltsch* erinnert, indem *Calvins* Theologie in ihren politischen Implikationen für den modernen Verfassungsstaat gedeutet wird. «*Erst bei Calvin kommt ganz und ungedämpft die alttestamentarisch-prophetische Leidenschaft zum Durchbruch, Wort und Handeln, Lehre und praktisches Leben, Glauben und Politik ohne Kompromiss in Übereinstimmung zu bringen. Er hat den stolzen und harten hugenottisch-puritanischen Menschentyp geschmiedet, der sich nur vor Gott und dem eigenen Gewissen verantwortlich weiss, das heisst den Typ des freien und selbstverantwortlichen Menschen, der zum Bürger im neuen Sinne wurde*» (V, 88). Bei dieser «*Wiedergeburt der altestamentarisch-prophetischen Tradition*» im «*Selbstgefühl des erwählten Volks*» sind die ökonomischen, kapitalistischen Folgen «*zweitrangig*», «*Beiwerk*»: Die innerweltliche Aktivität prägt die gesamte moderne Gesellschaft in ihrer «*Befreiung des Menschen aus geistiger Untertänigkeit und Menschenfurcht*» und bildet insbesondere den allen Absolutisten verhassten «*incorrigible esprit républicain*» aus, der die positive Wissenschaft ebenso präge wie die moderne Demokratie.

Diese vielleicht überraschende[15] «weberianische» – und dabei ausgesprochen helvetische – Volte fügt sich gut in *Lüthys* ebenfalls mit der Zeit ausgebaute Zurückweisung einer rein materialistischen Deutung der Geschichte, der Reformation im besonderen: Letztere sei kein «*bürgerliches*» Phänomen. Verbunden damit ist, am Ende der «*Variationen*», eine klare Absage an «*ein uneingestandenes Heimweh nach einem hierarchischen, statischen und patriarchalischen Mittelalter*», ein liberales Bekenntnis zur gerade durch den Calvinismus in langen Kämpfen geschaffenen «*Rechtsordnung der freien und egalitären Gesellschaft*» (V, 99 f.). *Lüthy* verschliesst die Augen nicht vor der Problematik der puritanischen Arbeitsgesellschaft, wie sie gerade in den Debatten um die *Weber*-These hervorgehoben worden sind; aber 1967 sieht er die Notwendigkeit, daneben auch die Gewinne gegenüber einer Zeit hervorzuheben, als Arbeit noch «*Frondienst für parasitäre Herrenschichten*» war.

Lüthy wirft die Frage auf, ob denn überhaupt ein geistesgeschichtlicher Bogen von Luthers Berufskonzept und Calvins Prädestinationslehre zu den späteren, anglo-amerikanischen und zusehends säkularen Bewegungen geschlagen werden darf.

Fakten und Geistesgeschichte

Lüthys Arbeiten über die *Max Weber*-These (und, manchmal zuwenig geschieden, deren Trivialisierung) sind, wie diese selbst, kein End-, sondern ein Ausgangspunkt von Debatten und Kontroversen. Sie zeigen in zahlreichen Einzelfragen Unschärfen in *Webers* Material und Argumentation auf, die vor allem auf der mangelhaften historischen Faktenbasis beruhen. Des Schweizers Fokussierung auf die Reformation selbst und insbesondere *Calvin* wird *Weber* jedoch insofern nicht gerecht, als dieser in erster Linie den Calvin*ismus* und die Entwicklung im *17./18. Jahrhundert* behandelt; aber sie wirft die für *Lüthy* zentrale und legitime Frage auf, ob denn überhaupt ein geistesgeschichtlicher Bogen von *Luthers* Berufskonzept und *Calvins* Prädestinationslehre zu den späteren, anglo-amerikanischen und zusehends säkularen Bewegungen geschlagen werden darf. Wenn *Lüthy* die unterbrochene Entwicklung des «*Handels-, Manufaktur- und Bankkapitalismus*» der Renaissance betont, so bleibt ferner zu klären, ob dieser, den er selbst unter anderem mit Handelsmonopolen, Kartellen und Wucher (V, 79) gleichsetzt, nicht doch qualitativ wesentlich andere Charakteristiken aufweist als der rationale Kapitalismus des liberalen Bürgertums, den *Max Weber* im Auge hat – ob also Phänomene wie Nationalstaat, neuzeitliche Bürger- und Menschenrechte, Aufhebung zünftischer Ordnungen und *Vorstellungen* nicht zwingende Voraussetzungen sind, damit das Wirtschaften im allgemeinen und Finanzgeschäfte im besonderen den *unverwechselbaren,* einmaligen okzidentalen, eben modern-kapitali-

stischen Charakter erhalten; und ob bei deren Erklärung nicht eben – trotz der unbefriedigenden Quellenlage – doch *auch* auf *mentale* Dispositionen einzugehen ist. Schliesslich kann man festhalten, dass *Lüthys* Betonung der Gegenreformation grundsätzlich keinen Widerspruch zu *Webers* These bildet, sondern als durchaus überzeugendes, *weiteres* Element in dessen Geschichtsdeutung eingepasst werden kann. Der Historiker *Lüthy* versteht seinen Beitrag allerdings nicht so, sondern als Alternative zu einer unbelegbaren Spekulation über theologische Motivationen ökonomischen Handelns und zu einer Unterordnung der geschichtlichen Detailkenntnisse unter die soziologische Theorie. Sein methodisch bedingter Rückzug auf den sicheren Boden archivalischer Fakten *(«faits historiques connaissables»)* ist zur Überprüfung von *Webers* Idealtypisierung geboten und insofern durchaus im Sinne des Meisters; aber ein Verharren dort würde die Frage ausblenden, inwiefern die kapitalistische Wirtschaftsweise von einer geistigen Umorientierung mitbedingt war – welche nicht-ökonomischen, sondern religiösen und moralischen Werte ihr zugrunde liegen? Diese für die Praxis *und* die Theorie modernen Wirtschaftens und seine Legitimität zentrale Frage aufgeworfen zu haben ist gerade das Hauptverdienst von *Webers* berühmtem Aufsatz, wie *Lüthy* selbst festhält: *«Wir wissen heute, wie recht Weber mit diesem Beharren auf dem Primat der inneren, geistig-kulturellen Voraussetzungen aller äusseren Wirtschafts- und Gesellschaftsformen hatte...»* (V, 47). ✦

[1] Aktuelle Einblicke in die unüberschaubare Literatur zur Weber-These geben Hartmut Lehmann, Max Webers «Protestantische Ethik». Beiträge aus der Sicht eines Historikers (Kleine Vandenhoeck-Reihe, Bd. 1579), Göttingen 1996; ders. / Günter Roth (Hg.), Weber's Protestant Ethic. Origins, Evidence, Contexts, Cambridge/New York 1993; Annette Disselkamp, L'éthique protestante de Max Weber (Collection Sociologies), Paris 1994; Karl Heinrich Kaufhold et al., Max Weber und seine «Protestantische Ethik», Düsseldorf 1992.

[2] Antikritisches zum «Geist» des Kapitalismus, in: Max Weber, Die protestantische Ethik II. Kritiken und Antikritiken, hg. von Johannes Winkelmann, Gütersloh [5]1987, S. 173.

[3] Max Weber, Die protestantische Ethik I. Eine Aufsatzsammlung, hg. von Johannes Winkelmann, Gütersloh [8]1991, S. 190.

[4] Die protestantische Ethik I, S. 277, Anm. 308, über Versuche, alles an der modernen Kultur «Charakteristische» aus dem protestantischen Rationalismus logisch zu deduzieren. «Aber derartiges bleibt besser jenem Typus von Dilettanten überlassen, die an die ‹Einheitlichkeit› der ‹Sozialpsyche› und ihre Reduzierbarkeit auf *eine* Formel glauben.» (Hervorhebung im Text).

[5] Die protestantische Ethik I, S. 36 f. Vgl. auch Paul Münch, The Thesis before Weber: an Archaeology, in: Lehmann/Roth, Weber's Protestant Ethic, S. 51–71.

[6] La Banque Protestante en France de la Révocation de l'édit de Nantes à la Révolution. I. Dispersion et regroupement (1685–1730), S.E.V.P.E.N., Paris 1959; II. De la Banque aux Finances (1730–1794), S.E.V.P.E.N., Paris 1961; das erste Kapitel der Einleitung unter dem Titel Protestantismus, Kapitalismus und Barmherzigkeit, in: Der Monat 130 (Juli 1959), S. 14–25.

[7] Vgl. Rachfahls Aufsätze in: Die protestantische Ethik II, S. 57–148, 216–282.

[8] Nochmals: «Calvinismus und Kapitalismus». Über die Irrwege einer sozialhistorischen Diskussion in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 11 (1961), S. 129–156; dieser Text wird erneut abgedruckt in: Rudolf Braun et al. (Hg.), Gesellschaft in der industriellen Revolution (Neue Wissenschaftliche Bibliothek. Bd 56), Köln 1973, S. 18–36; Once again: Calvinism and Capitalism, in: Encounter 22/1 (1964), S. 26–38; Benjamin Nelsons Zuschrift «In Defence of Max Weber» ibid. 23/2 (1964), S. 94 f.; Lüthys Entgegnung ibid. 24/1 (1965), S. 93–95; Once again ist wieder abgedruckt in Richard W. Green, The Weber Thesis Controversy, Toronto 1973.

[9] Calvinisme et capitalisme. Après soixante ans de débat, in: Cahiers Vilfredo Pareto 2 (1963), S. 5–35; Calvinisme et capitalisme, in: Preuves 14 (1964), Heft 161 (Juli), S. 3–22; die Debatte mit Julien Freund, ibid. 163 (September), S. 85–92; Protestantismus und Kapitalismus. Die These Max Webers und ihre Folgen, in: Merkur 19 (1965), S. 101–119; 226–242.

[10] Variationen über ein Thema von Max Weber: Die Protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus, in: Herbert Lüthy, In Gegenwart der Geschichte. Historische Essays, Köln/Berlin 1967.

[11] Variations sur un thème de Max Weber: L'éthique protestante et l'esprit du capitalisme, in: Herbert Lüthy, Le passé présent. Combats d'idées de Calvin à Rousseau (Collection Preuves), Monaco 1965, S. 3–97; auszugsweise nachgedruckt in: Philippe Besnard, Protestantisme et capitalisme. La controverse post-weberienne (Collection U2, Bd. 106), Paris 1970, S. 373–401. Variations on a theme by Max Weber: Protestant Ethic and the Spirit of Capitalism, in: From Calvin to Rousseau: Tradition and Modernity in Socio-Political Thought from the Reformation to the French Revolution, New York/London 1970, S. 3–101; die gekürzte Fassung in Menna Prestwich (Hg.), International Calvinism 1541–1715, Oxford 1985, S. 369-390; Da Calvino a Rousseau. Tradizione e modernità nel pensiero socio-politico della Riforma alla Rivoluzione francese (Saggi 102), Bologna 1971.

[12] André Biéler, La pensée économique et sociale de Calvin, Genf 1959, vor allem S. 453–476.

[13] Die Protestantische Ethik I, S. 32 f.

[14] Vgl. die Kritik an der Vermengung von Weber und Weberianern bei Nelson, S. 94; Freund, S. 85; Besnard, Protestantisme et capitalisme, S. 44– 47.

[15] Vgl. Freund, S. 87.

LONZA

Lonza AG, ein Unternehmen der A-L Alusuisse-Lonza Gruppe, produziert und vertreibt weltweit Feinchemikalien und Zwischenprodukte für die chemische Industrie. Unsere Spezialität sind vollintegrierte, umweltverträgliche Synthese-Verfahren, die wir auf Grund von spezifischen Kunden-Anforderungen entwickeln. Forschung/Entwicklung und Produktion befinden sich in Visp, der Sitz der Geschäftsleitung ist Basel.

LONZA AG
Feinchemie vom Feinsten.

Aufgewachsen zwischen Krisen, Diktaturen und Bürgerkriegen

Ein Gespräch mit Herbert Lüthy über die Schweiz im Zweiten Weltkrieg, Europa und die Jura-Frage

Ob Wissenschaft oder Journalismus, ob politische Stellungnahme, historische Analyse oder literarischer Essay – Herbert Lüthy, emeritierter Basler Ordinarius für neue allgemeine und Schweizer Geschichte, der am 15. Januar seinen Achtzigsten begeht, hat auf all diesen Gebieten Ungewöhnliches geleistet: In Frankreich und in der Schweiz zu Hause, hat der universell tätige Forscher räumliche und fachliche Trennlinien überwunden. Heute sind seine Werke – bis auf den vom NZZ-Verlag zusammengestellten Band «Wo liegt Europa?» von 1991 – vergriffen. In einem Gespräch mit Alexandra M. Kedveš blickt Lüthy noch einmal auf die wesentlichen Stationen seines Lebens und Schaffens zurück.

Alexandra M. Kedveš: Durch die Familienumstände, die vom Hereinbrechen des europäischen Chaos nach 1914 geprägt waren, erfuhren Sie bereits in Ihrer Jugend die Vor- und Nachteile von internationalem Engagement, von Offenheit und Bewegung.

Herbert Lüthy: Mein Vater, ein Bauernsohn aus dem Thurgau, als Missionar zwanzig Jahre in Indien, vom Krieg mit der ganzen Basler Mission 1916 nach Europa verjagt – ich selbst kam im Januar 1918 in Basel zur Welt, das ein Exil war – war, so lange ich mich besinne, auf der Wanderung nach einer neuen Bleibe. Als Fünfter und Letzter seiner Söhne zog ich mit, schwächlich und kränklich, einige Jahre im alpinen Sanatorium im Gips, dann wieder im Elternhaus, das nun in Glarus lag; endlich, 1933, fünfzehnjährig, in St. Gallen, mit dem Blick in die Berge und in eine Welt, die immer enger wurde. Jenseits von Bodensee und Rhein lag das nun braune Deutsche Reich und das vorerst schwarze Österreich im permanenten Bürgerkrieg, nach Süden das längst lärmend diktatoriale Italien: und nur noch fern im Westen die Schönheit der Dekadenz, das Land der Sehnsucht, Frankreich, dessen Rhetorik und Eloquenz bald meine zweite Muttersprache wurde.

Dieses Land wurde denn auch meine zweite Heimat, bevor ich es physisch betrat, und blieb es ephemer zunächst, auch durch alle Unfälle und Niederlagen der Zeitgeschichte.

Bevor ich schrieb, zeichnete ich, und noch zuvor kritzelte ich.

Bevor ich schrieb, zeichnete ich, und noch zuvor kritzelte ich, weil der körperlichen Tätigkeit enge Grenzen gesetzt waren; Geschichte war rundum und nur zuviel und füllte die Gazetten. Noch im Glarnerland begann sich aus Zetteln, Kritzelwerk und Schulaufsätzen langsam eine Schweizer Geschichte in lauter Karikaturen zu entwickeln, inspiriert aus vielen Quellen; aus den Sticheleien der *Disteli*-Zeit, den Prachtsillustrationen der Schweizergeschichten der Jahrhundertwende, der «Geschichte des Heiligen Russland», die *Gustave Doré* im Krimkrieg zeichnete und die eine deutsche Propaganda-Offizin im Ersten Weltkrieg neu herausbrachte. Dass dabei viel Zeichenkunst und Geduld ins Spiel kamen, sei nur nebenbei angemerkt. Eingebracht hat das Werklein von Hunderten von Zeichnungen natürlich nichts, auch nicht dreissig Jahre später als numerierter Privatdruck, ausser den Ruhm des unter wenigen Kennern heimlich herumgereichten Schatzes. Aber aus den Artikeln und Zeichnungen für die St. Galler «Volksstimme», die parallel entstanden, wurde ein handfester Journalismus; aus der Schule und der Matura (was sollte aus dem Schwächling anderes werden als ein Intellektueller?) das Werkzeug des Romanisten und Historikers. All das, die Wissenschaften, die Literaturen und lange

Zeit die Graphik, waren miteinander verflochten; und sie zahlten auch das Studium, und aus Artikeln und Karikaturen wurde ab Stalingrad immer ausführlicher und ernster die Wochenschau des «St. Galler Tagblatts», die dann bei Kriegsende 1944–45 beim Verlag Zollikofer nochmals in zwei Bänden erschien («Fünf Minuten nach zwölf», «Bis zur Neige»). Jetzt war ich erstmals nicht mehr anonym, sondern mit vollem Namen und sogar mit Doktorat ein Publizist.

Kurz, ich war, was man damals einen Werkstudenten nannte, was ja auf seine Art auch ein Universalgenie war ...

Von der «Volksstimme» zum «St. Galler Tagblatt» – kann man sagen, dass die Formel «von links unten nach rechts oben» auch für Ihren Werdegang nicht unzutreffend ist?

Das ist so richtig wie falsch. Ich wüsste nicht, wie sich damals das Recht, die Wahrheit oder der Sieg nach links oder rechts richteten. Die Schweiz glaubte damals «links» zu sein und frönte der Hexenjagd, und «Rechts» war nirgends – nicht im Westen und erst recht nicht im Osten.

Und wo lag da Frankreich, das Land, das auch ein Ideal war und in das Sie wann immer möglich zurückkehrten. Übernahm Frankreich seine selbstgewählte Rolle als «Dritte Kraft»?

Frankreich war keine Kraft mehr, weder wirtschaftlich noch militärisch noch demographisch: Das war die wichtigste Korrektur, die an seinem Bildnis anzubringen war. In seinem 1940 niedergeschriebenen Selbstzeugnis «L'étrange défaite» hat *Marc Bloch* jene unbegreifliche Niederlage mit grausamer Offenheit analysiert, und mein Frankreichbild schuldet ihm mehr als irgend einem, deren Namen hier zu nennen wären. Ich habe ihn 1939 nur kurz als strengen Examinator an der Sorbonne gekannt, 1941 im «freien Frankreich» in Lyon verpasst; im Juni 1945 wurde er dort unerkannt erschossen. All das ist verworren, aus grossen und kleinen Episoden und Elementen gemischt, und Namen – auch dieser – sind nur Schall und Rauch. Aber so wurde Frankreich das Land, das ich kannte. Aus viel Wissen, viel Kärrnerarbeit und viel Schutt wurde das derart hartnäckig geschärfte Bild Frankreichs als Buch in vielen Übersetzungen und mit entsprechend vielen Titeln – «Frankreichs Uhren gehen anders», «A l'heure de son clocher», «France against herself» usw. – zum internationalen Bestseller.

Eine korrekte völkerrechtliche Beurteilung des Beuterechts in Theorie und erst recht in der Praxis ist auch heute nicht verbindlich vorhanden.

Die Jahrhundertmitte, diese ferne «Übergangszeit» voller Rätsel und Gerüchte, war die Zeit der grossen Kommentare zur Interpretation der Epoche, wobei die Zeitgeschichte es so fügte, dass der kalte Krieg, Vietnam, der Weg von der Dritten zur Vierten Republik, der Zerfall der Kolonialreiche, *Charles de Gaulle* und der Algerienkrieg alle um das Epizentrum Paris zu kreisen schienen. Es zahlte sich aus, viel zu wissen und in vielen Perioden, Zeiten und Währungen zu Hause zu sein, und die asketische Arbeit über die Flucht und Rückkehr der exilierten Hugenotten nach Frankreich reichte, wenn auch knapp, zum Leben.

Das ist natürlich Ihr grosses Hauptwerk: «La Banque protestante en France – de la Révocation de l'Edit de Nantes à la Révolution», das in zwei Bänden 1959 und 1961 veröffentlicht worden ist.

Was dieses Werk enthält und was auch nur der Titel bedeutet, ist in einigen Worten nicht zu umreissen: Hunderte von Aktenbündeln und Schachteln, in denen fast nur Autographensammler gewühlt hatten, waren in den Archiven im Staub begraben. «La banque» – kein Singular, sondern ein Kollektiv – war keine Firma, sondern eine Technik, die sich um protestantisch und katholisch nicht kümmerte; der Unterschied lag im Tätigkeitsfeld, und auch da wäre zuerst das Vokabular des Ancien Régime zu klären; das Deutsche kauderwelschte italienisch und französisch, das Englische benützte schon damals seinen eigenen Jargon. Was da entstanden ist, das ist eine Finanzgeschichte Frankreichs in den letzten hundert Jahren des Ancien Régime, das von diesem Todeskampf bis in seine Grundfesten erschüttert wurde. Gescheitert ist dabei nicht nur die Vielsprachigkeit.

Ihr Interesse an den Sprachen und Ihre Promotion in Romanistik kommt auch in Ihrer Übersetzertätigkeit zum Ausdruck, vor allem in der Neuedition der «Essais» von Michel de Montaigne in der Manesse-Bibliothek der Weltliteratur.

Die «Essais» von *Montaigne* sind ein reines Vergnügen, aber ihre Übersetzung ist – vor allem dank dem Triumph der Hofsprache unter dem Sonnenkönig – voller Schwierigkeiten.

Die erste dieser Schwierigkeiten, die ich nach 1945 entdeckte, war die Absenz jeder brauchbaren Übertragung; die deutsche Version von *Bode* ist keine Übersetzung, sondern eine Paraphrase, und statt einer Überarbeitung war in sieben Jahren ein neuer Text zu schreiben. Aber das gehört zu den Unfällen der Philologie, und in diesem Fall hat sich die Arbeit gelohnt.

Neben Frankreich galt Ihr Interesse immer wieder der Schweiz, ihrer Geschichte und ihrer Gegenwart und den vielfältigen innern und äussern Zusammenhängen im europäischen und globalen Rahmen.

Die Schweiz lag im Zweiten Weltkrieg sozusagen im Auge des Sturms, der über Europa niederging, vielleicht haben zu viele davon nichts gemerkt und den Sturm verschlafen.

Das hat durchaus mit *Montaigne,* dem Bürgermeister von Bordeaux in der Zeit der Religionskriege, zu tun. Doch dies ist nicht der Ort, von den Schatten des Weltkriegs zu reden; auch da wäre eine Reinigung der Sprache vonnöten, um nicht alle Zeiten und Rechtssysteme durcheinander zu bringen.

Stichwort Föderalismus: In Ihrem Vortrag «Vom Geist und Ungeist des Föderalismus» (Schweizer Monatshefte, Bd. 44, 1964/65, S. 773ff.) haben Sie dem Föderalismus, der für viele als überholt galt, wieder eine Vorwärtsperspektive verliehen. Sehen Sie das auch heute, nach über dreissig Jahren noch so?

Wichtig ist vor allem zu erkennen, dass gelebter Föderalismus auch eine treibende, verändernde Kraft sein kann. Es gilt, wie mir scheint, noch immer, was ich damals sagte: «Der Föderalismus ist die Staatsform der Zukunft. In der schleichenden Zersetzung der klassischen Staatssouveränitäten bleibt zwischen tödlicher Balkanisierung und unmöglicher Universalmonarchie nirgends ein anderer Weg als der Föderalismus, so schwer es auch ist, ihn zu finden.»

Haben Sie sich deshalb seinerzeit für die Eigenständigkeit des Kantons Jura eingesetzt?

Bis Anfang der sechziger Jahre wusste ich nur, dass es eine Jurafrage gibt. Als ich mich dann aber damit beschäftigte, wurde mir klar, dass eine Beschwichtigungspolitik, wie sie damals vertreten wurde, keine Lösung bringt. Der Wiener Kongress hatte den Jura und das Laufental vergessen; jetzt auf einmal redeten alle darüber, aber niemand wusste darüber Bescheid. Für mich wäre die Bildung von zwei Halbkantonen die sauberste Lösung gewesen. Der Kompromiss, den wir heute haben, ist ein geteilter Regenwurm Wir haben Frieden, aber keine Lösung.

Liegt in solchen Entscheidungsprozessen nicht auch eine Schwäche der Schweiz?

Der «Kanton Jura», der zehn Jahre nach meinem Jura-Referat (Juli 1965) vor der – von Bundesrat Wahlen präsidierten – «Kommission für Standortsbestimmung» herauskam, ist ein schlechter Kompromiss; aber er kann halten, was der vorige gehalten hat. Europa besteht aus solchen Kompromissen; saubere Lösungen sind Idealbilder, die selten Realität werden. Ein Kompromiss, auch ein hinkender, ist besser als ein Bürgerkrieg.

Erwarten Sie von den Arbeiten der «Kommission Bergier» grundlegend neue Erkenntnisse über die Geschichte der Schweiz im Zweiten Weltkrieg?

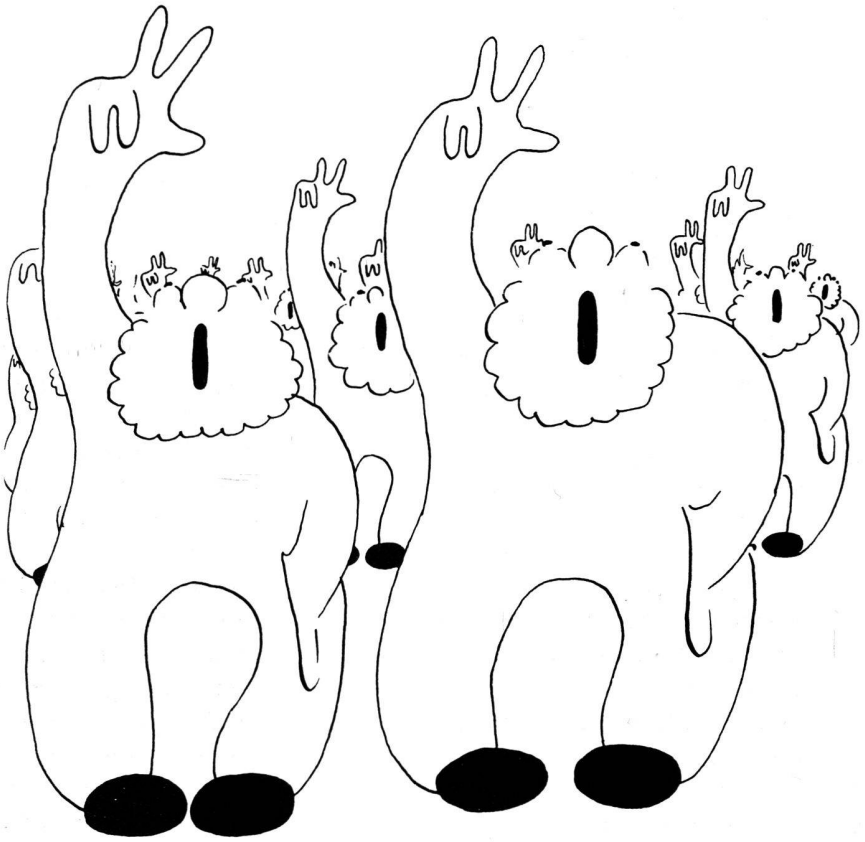
Ich glaube nicht, dass noch essentielle neue Fakten darüber auftauchen werden. Neue Deutungen gibt es natürlich immer. Der wichtigste Aspekt scheint mir eine Deutung der Quellen zu sein, die das damals geltende Völkerrecht berücksichtigt und nicht von heutigen Normen ausgeht. Eine korrekte völkerrechtliche Beurteilung des Beuterechts in Theorie und Praxis ist auch heute nicht verbindlich vorhanden.

Der wichtigste Aspekt scheint mir eine Deutung der Quellen zu sein, die das damals geltende Völkerrecht berücksichtigt und nicht von heutigen Normen ausgeht.

Und die Zukunft der Schweiz? 1962 haben Sie in einem viel beachteten Artikel in den «Schweizer Monatsheften» die «Igel-Mentalität» des Kalten Krieges in Frage gestellt. («Gespräch mit dem Osten?», SMH Bd. 42, 1962/63, S. 558). Dort ist Folgendes zu lesen: «Es gilt, den misstrauischen Schweizer Bürger davon zu überzeugen, dass es im Interesse der freien Welt überhaupt liegt, geistige Barrikaden niederzureissen.»

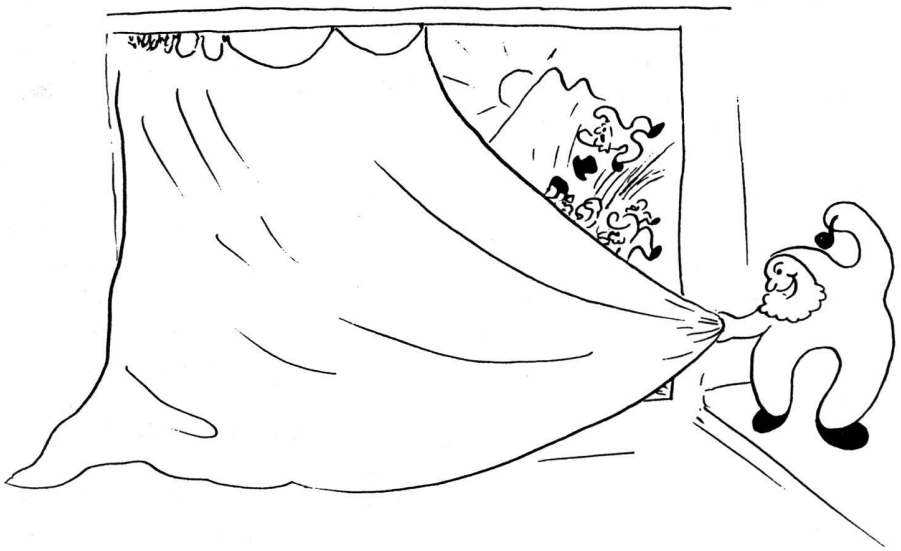
Der Dialog war für mich immer ein wichtiges Anliegen, und die Bedeutung der Weltoffenheit gehört zu dem Konstanten in meinen Publikationen. Als die damals noch in Einzahl existierende ETH mich Ende 1958 neben *J. R. de Salis* als Professor für Geschichte berief, wechselte vieles den Schauplatz und das Copyright und mit meiner Heirat auch das Domizil und der Stil des Lebens. Gleich aber blieb der Unterton der Titel meiner fremdspra-

chigen Publikationen in den ersten Jahren der Sesshaftigkeit in Zürich – «La Suisse à contre-courant» (Preuves 1962), «Has Switzerland a Future» (Encounter 1962) – Fragen, die auch noch Fragen des Jahrhundertendes sind. ✦



Die wiederversöhnten Eidgenossen beten zusammen und schwören:

„Wir wollen sein ein einig (bzw. einzig) Volk von Brüdern!



Und wenn es ihnen nicht zu langweilig geworden wäre, wären sie es heute noch

Aus: Die Bilderhandschrift von Ennenda. Verlag Herbert Lang, Bern 1962.

Georg Kreis,
geboren 1943, Ordinarius für Neuere Allgemeine Geschichte und Schweizer Geschichte an der Universität Basel mit Doktorabschluss 1972 bei Herbert Lüthy; 1985–1993 Leiter des Nationalen Forschungsprogramms 21 «Kulturelle Vielfalt und nationale Identität»; 1991/92 Beauftragter des Bundesrates zur Erarbeitung eines historischen Berichts über den Staatsschutz in der Schweiz; seit 1993 Leiter des interdisziplinären Europainstituts an der Universität Basel; seit August 1995 Präsident der Eidgenössischen Kommission gegen Rassismus und Mitglied der Expertenkommission des Nationalen Forschungsprogramms 42 «Grundlagen und Möglichkeiten der schweizerischen Aussenpolitik»; seit Dezember 1996 Mitglied der unabhängigen Expertenkommission «Schweiz – Zweiter Weltkrieg». Zahlreiche Publikationen zur älteren und jüngeren Zeitgeschichte. Die erste Publikation – «Juli 1940» – erschien im Dezember 1972 in Verbindung mit dem substantiellen Nachwort von Herbert Lüthy «Die Disteln von 1940».

Der Blick auf Europa – ein Blick in die Geschichte

Wer in Erfahrung bringen will, ob Herbert Lüthy für oder gegen die europäische Integration sei, bleibt auf seiner zu einfachen Neugierde sitzen – und wird an die Geschichte verwiesen. Eine simple Antwort erhält er nicht, indessen begegnet er einer gehörigen Portion Skepsis gegenüber der Vorstellung, dass sich das Integrationsprojekt im Eilzugstempo verwirklichen liesse.

Herbert Lüthy fügte 1977 in der kommentierten Ankündigung seines Lehrangebots, das sich einerseits mit *Louis XIX.*, andererseits mit der voreuropäischen Kolonialgeschichte befasste, das Postskriptum bei: *«Ich behandle in allen Vorlesungen das gleiche Thema: Geschichte.»*

In zwei wichtigen Momenten hat sich *Lüthy* zur europäischen Integrationsproblematik geäussert: 1960 nach der Spaltung des westeuropäischen Teils in eine Zollunion und eine Freihandelszone und 1990 nach der Aufhebung der 1948 verfestigten Zweiteilung in eine westliche und eine östliche Hemisphäre[1]. Im ersten Text konzentriert sich *Lüthy* ganz auf das EWG-Projekt, im zweiten Text wird diese Auseinandersetzung – verschärft – nochmals aufgenommen, aber stärker in den gesamteuropäischen Rahmen eingebettet.

«Europa als Zollverein?» – die im Titel des ersten Textes aufgeworfene Frage verweist bereits auf *Lüthys* fundamentalen Vorbehalt, das heisst auf die Überzeugung, dass eine Beschränkung auf ein ökonomisches Konzept nicht genüge. *Lüthy* räumt zwar ein, dass es anfänglich – um 1950 – eine Art *«vormärzliches Konzept»* (12) von Vereinigten Nationen Europas gegeben habe, und *Lüthy* selbst könnte durchaus zu dessen zeitgenössischen Befürwortern gehört haben[2]. Dann aber sei es der Etappenplan zum Gemeinsamen Markt gewesen, was für die kommenden zehn oder fünfzehn Jahre ausgereicht habe, *«um die Gedanken und die Träume der Europäer zu beschäftigen»*. (9) Man habe einen administrativen Prozess in Gang gesetzt, sei aber dem Streit um Verfassungsziele aus dem Weg gegangen. (11)

Lüthy sprach sich 1960 indirekt gegen die von den *Funktionalisten* vertretene Auffassung aus, dass durch sektorielle Integration insbesondere im wirtschaftlichen Bereich mit der Zeit ein *spillover*-Effekt auch die politische Integration sozusagen von alleine herbeiführe. Ausgerechnet der Westen – *«das Abendland des permanenten Wirtschaftswunders»* – habe sich dem historischen Materialismus und der *«wunderlich vulgärmarxistischen Illusion»* verschrieben, während es der Osten sei, der noch an die bewegende Macht der Ideen oder Ideologien glaube. (16/19) Staaten würden nicht wie Wirtschaftsgebiete allmählich zusammenwachsen; ein gemeinsamer Markt und eine politische Einheit bildeten keinen graduellen, sondern einen kategorialen Unterschied. (16)

Lüthy hätte wohl den so anspruchsvollen wie unrealisierbaren Königsweg des *Konstitutionalismus* bevorzugt, der in einem grossen Wurf zu einer klaren Verfassungsordnung, aber auch – zu mehr als das – zu einer Legitimität und einer politischen Basis geführt hätte. Noch 1991 hören wir seine Kritik über die *«Konfusion der Gewalten»* und als zwangsläufige (hier aber überzeichnete) Konsequenz die *«Willkür der Verwaltung»*. (245) 1960 räumte *Lüthy* ein, dass es zu früh sein könnte, einen Verfassungsrat oder Generalstände Europas einzuberufen, es sei aber nicht mehr zu früh, aus *«den geheimnisvollen Andeutungen und den geheimnislosen Gemeinplätzen»* herauszukommen. (37)

«Eurasiatische Vergletscherung»

Dem auf maximale Klarheit bedachten und leere Worte verabscheuenden Historiker missfiel vor allem die *«unablässige Anrufung eines nie definierten politischen Ideals»*. (15) Für *Lüthy* war es selbstver-

1 Beide Texte sind heute zugänglich in der Publikation von Herbert Lüthy, Wo liegt Europa? Zehn Versuche zu den Umtrieben des Zeitgeistes. Verlag Neue Zürcher Zeitung 1991. 264 S. Die Seitenangaben im Artikel beziehen sich auf diese Ausgabe.

ständlich, dass sich der Entwurf eines europäischen politischen Systems nicht auf den westlichen Zollverein der – damals – Sechs beschränken dürfe, sondern den ganzen Kontinent umfassen müsse. (36) Nach einer längeren Aufzählung von potentiellen Teilhabern, unter denen auch die Schweiz aufgeführt ist, nennt *Lüthy* 1960 auch die «Satellitenstaaten», die diesen Status vielleicht nicht in aller Zukunft behalten würden und für welche die EG ein Magnet und nicht eine Hürde sein sollte. (37)

Nach dem bisher Gesagten erstaunt es nicht, dass sich *Herbert Lüthy* in seiner 1990/91 unter dem Titel «Wo liegt Europa?» veröffentlichten Stellungnahme indirekt und direkt (241) gegen die Tendenz verwahrt, die westeuropäische Gemeinschaft leichthin mit Europa gleichzusetzen. Das sogenannte «Osteuropa», das zu einem wichtigen Teil in Wirklichkeit zu Mitteleuropa gehört, wird als eine Zone präsentiert, die vorübergehend der *«eurasiatischen Vergletscherung»* ausgesetzt gewesen ist. (243/251) Seine historische Vielfalt sei durch die *«Raupenschlepper der Geschichte»* (260) zwar planiert worden; dieser Teil Europas befinde sich jetzt aber *«auf der Suche nach seinem Weg zurück zur eigenen Geschichte und zu einem eigenen Ort in Europa»*. (261)

Auf der anderen Seite, am atlantischen *«Westkap Eurasiens»* (250), seien westeuropäische *«Weite und Buntheit»* (246) ebenfalls einem Einebnungsprozess ausgesetzt gewesen. Verantwortlich für diese Planierung ist das *«administrative Generalunternehmen»* mit Sitz in Brüssel. (248) Dazu passt die Auffassung, dass die Einheitliche Europäische Akte von 1985 einen *«unförmigen Wust»* gebildet habe. Die Römer Verträge von 1957 seien aus einer Allianz zwischen *«liberalisierenden Freihändlern»* und *«zentralisierenden Administratoren»* hervorgegangen (243); letztere hätten aber, zumal sie im Lande *Colberts* besonders eifrige Verfechter gefunden hätten, mit 1985 die Oberhand gewonnen.

Die Kritik am Zollverein-Charakter ist verständlich und für die EWG der frühen sechziger Jahre auch treffend. Der EU der neunziger Jahre dagegen und insbesondere dem Wirken der Kommission würde man nicht gerecht, wenn man heute noch von ihr oder ihm sagen würde, sie oder es begnüge sich damit, *«die Austauschbedingungen französischer Rindshinterteile gegen deutsche Rindsvorderteile zu regeln»*. (25) Die EU beschränkt sich längst nicht mehr auf die ökonomische Dimension und erbringt gesellschaftliche Leistungen, die man als Erfüllung der Normen- und Zielkataloge der meisten Verfassungen bezeichnen kann; zum Beispiel mit der transnationalen Durchsetzung des Prinzips der Rechtsgleichheit (inklusive der Chancengleichheit der Geschlechter), mit der Gewährleistung des Verbraucherschutzes, neuerdings der Förderung auch des Umweltschutzes, der Erleichterung der Mobilität der Studierenden u. a. m.

Ein gemeinsamer Markt und eine politische Einheit bilden keinen graduellen, sondern einen kategorialen Unterschied.

«Brüssel» kommt in *Lüthys* späteren Einschätzungen nicht gut – und zu schlecht – weg. Während *Lüthy* 1960 noch beinahe neutral vom *«Geschiebe von Gremien, Sekretariaten, Verträgen, Kompetenzen, Beamtenstäben, Direktiven und Nomenklaturen»* spricht (7) und zu Recht einräumt, dass der damals etwa 2000 Mitarbeiter umfassende Beamtenstab im Vergleich zu den *«unzähligen Heerhaufen nationaler Wirtschaftsbürokratien»* sehr klein sei (13), gerät ihm beim Schreiben des Textes von 1991 gleich dreimal das Wort *«Termitenstaat»* in die Feder, von dem eine *«ameisenhafte Geschäftigkeit»* ausgehe. (247)

Keine klare Verfassungsordnung

Wenn wir genau hinsehen, finden wir freilich auch anerkennende Worte. Positiv wird vermerkt, dass das *«lotharingische Kernland»* zusammengewachsen und auf *«exemplarische Weise europäischer als alle anderen Europen»* geworden sei. (242) Eher zwiespältig ist hingegen die Feststellung, dass die Gemeinschaft das Unvereinbare geduldig vereinbare (245) und nur Selbstzweckcharakter habe. (251) Als wichtigstes Manko wird der EG noch immer das Fehlen einer klaren Verfassungsordnung angekreidet. Das Projekt der politischen Union würde als *«prozedualer Wurmfortsatz des Binnenmarkts»* gesehen. (250) *Lüthy* bemängelt den ausgebliebenen Fortschritt in den Bemühungen zur Schaffung einer gemeinsamen politischen Basis. Die Gemeinschaft sei unter dem *«Generalkontrolleur» Delors* ein *«unvollendeter Bundesstaat»* geblieben.

2 Vgl. Claus Hässig, Intellektuelles Vakuum oder Aufbruchstimmung? Die Rencontres internationales de Genève. In: Die Schweiz im internationalen System der Nachkriegszeit 1943–1950. Herausgegeben von Georg Kreis, Basel 1996, S. 18 ff. (Itinera Fasc. 18).

„Seltsam! Vor 500 Jahren rollte diese Lawine bergab – jetzt kommt sie wieder bergauf! Allerdings – damals trugen wir auch noch keine Röcke..."

Aus: Die Bilderhandschrift von Ennenda, Verlag Herbert Lang, Bern 1962.

Der wohl wichtigste Kritikpunkt lautet: *«Europa, als Schlagwort und Firmenschild inflationär vermarktet, hat in diesen drei Jahrzehnten ganz unmerklich aufgehört, ein Gegenstand der Literatur, der Geschichtsschreibung, vielleicht schon des nichtkommerziellen Denkens überhaupt zu sein. (...). Das Europa der Sechs, der Neun und der Zwölf ist kein Ort gemeinsamer Geschichte und auch kaum gemeinsamen Gegenwartsbewusstseins geworden.»* (248) Fragt sich nur, wer dafür die Verantwortung trägt – einzig die Brüsseler Kommissare oder auch Europas Intellektuelle, *Lüthys* Kollegen, deren Interesse an Europa sich nach 1950 drastisch verflüchtigte.

In *Lüthys* Essay von 1991 finden sich zwei Zwischentitel. Der eine lautet *«Die Einbahnstrasse»*, der andere *«Die Spur des Jahrhunderts»*. Mit der ersten Metapher gibt er eine kritische Charakterisierung des offenbar zu wenig kritischen, weil zu finalistisch ausgerichteten Selbstverständnisses der Eurokraten, die sich an der Vorstellung des – wie in den Römer Verträgen formuliert – *«immer engeren Zusammenschlusses der europäischen Völker»* orientierten. *Lüthy* meint zwar nicht, dass diese Vorstellung nur falsch sei: Der in der Beobachtung der *longue durée* geschulte Historiker bestätigt im Gegenteil, der westeuropäische Zusammenschluss komme zwar nicht geradlinig, sondern mäanderartig beharrlich voran, im Wechsel von *«sumpfigen Stauungen, kurzen Euphorien und langen Krisen»*. (243)

Herbert Lüthy verstand das Jahr 1989 insofern als Wendejahr, als sich die Möglichkeit abzeichnete, die «Spur des Jahrhunderts» wiederzuentdecken und die gemeinsame Zivilisation, die 1914 auseinandergebrochen war, wieder zusammenzutragen.

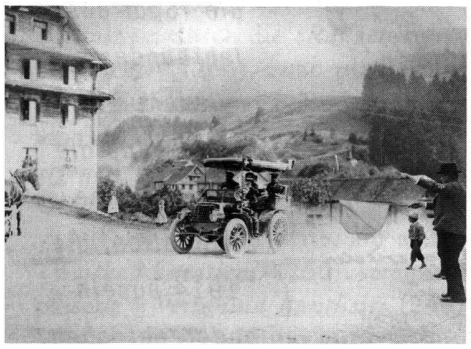
Erinnerung an Europa

Herbert Lüthy verstand das Jahr 1989 insofern als Wendejahr, als sich die Möglichkeit abzeichnete, die *«Spur des Jahrhunderts»* wiederzuentdecken und die gemeinsame Zivilisation, die 1914 auseinandergebrochen war, wieder zusammenzutragen und – mehr noch – am Ende dieses Jahrhunderts eine europäische Friedensordnung zu errichten, die diesen Namen verdient. Zugleich bemerkt er, dass die EG beziehungsweise EU eher als *«Floss der Me-*

dusa» erschien, dessen Passagiere sich des Ansturms von Schiffbrüchigen erwehren wollen. (251) Die westeuropäische Politik dürfe sich aber nicht darauf beschränken, deren *«Europafähigkeit»* zu evaluieren. Jetzt habe Europa eine *«Sternstunde der Politik»* nötig. (261) Worin diese bestünde, führt *Lüthy* nicht weiter aus. Die Antwort findet sich *ex negativo* in der zuvor eingebrachten Mängelrüge, dass die westeuropäische Gemeinschaft bisher keine Verfassungsdiskussion in die Öffentlichkeit getragen habe. (248)

Lüthy benennt einzig – und immerhin – zwei wichtige Voraussetzungen: die Fähigkeit zu trauern, ohne zu hassen, und, gewissermassen als weitere Voraussetzung, eine *«Erinnerung an Europa»*, die über das letzte Kriegsende und über die Anfänge der westeuropäischen Union zurückreicht. Mit anderen Worten: Europa benötige ein historisches Bewusstsein, das der Geschichte, und das heisst ihren tieferen Gegebenheiten und längeren Entwicklungslinien, entspricht. ✦

(Verfasst im November 1997 in New York zwischen dem Hudson und dem East River und der 47. und 48. Strasse, im 21. Stock am Sitz der schweizerischen UN-Mission).



Anton Krenn: Autorennen bei Schindellegi, 1902, © Schweizerische Stiftung für die Photographie. Der Nachlass von Anton Krenn befindet sich bei der Schweizerischen Stiftung für die Photographie, Zürich. Die Ausstellung «Seitenblicke» entsteht als Koproduktion zwischen der Schweizerischen Stiftung für die Photographie und dem Forum der Schweizer Geschichte (Schweizerisches Landesmuseum, Schwyz). Sie wird nach Schwyz auch in Paris, Genf, Lugano und Zürich zu sehen sein.

TITELBILD

Rasende Zeiten

Schindellegi, 23. Juni 1902: Teilnehmer des ersten internationalen Autorennens von Paris nach Wien «rasen» mit 30 Kilometern pro Stunde über die Passhöhe. Rund 10 Jahre nach Inbetriebnahme der ersten Automobile trägt dieser Wettbewerb dazu bei, Autos gesellschaftsfähig zu machen. Denn nicht überall löst die Erfindung Begeisterung aus. Auch das abgebildete Zeitdokument macht das Misstrauen der ländlichen Zuschauer sichtbar, die das exotische Vehikel aus sicherer Distanz verfolgen. Die Photographie stammt aus dem Nachlass von *Anton Krenn* (1874–1958), dessen Lebens- und Arbeitsumstände nach wie vor der Erforschung harren. Bekannt ist, dass der ehemalige Schuhmacher *Krenn* aus Österreich schon um die Jahrhundertwende in Zürich eine Art Bild- und Presseagentur betrieb, durch die er neben eigenen Photographien auch zahlreiche Fremdbilder und Texte anbot. Dieses Originaldokument zur Motorisierung der Schweiz wird im Rahmen einer Ausstellung mit dem Titel «Seitenblicke» im Mai 1998 – zum 150-Jahr-Jubiläum des schweizerischen Bundesstaats – im Forum der Schweizer Geschichte, Schwyz, erstmals öffentlich präsentiert werden. «Seitenblicke» unternimmt den kühnen Versuch, die letzten 150 Jahre in 150 ausgewählten Photographien aus einer unüblichen Perspektive Revue passieren zu lassen. Wo liegen die Stärken, wo die Schwächen und Tücken des Mediums Photographie als Quelle zur Geschichte? ✦

PETER PFRUNDER

Herbert Lüthy – der getarnte Kommunikator

Roger Blum,
Professor für Medienwissenschaft an der Universität Bern. Er studierte Geschichte und Staatsrecht in Basel und war Assistent von Professor Herbert Lüthy, engagierte sich bis 1978 politisch (so als Parlamentsabgeordneter in Baselland) und war bis 1989 vollberuflich Journalist (bei den LNN in Luzern und beim «Tages-Anzeiger» in Zürich, dort vier Jahre in der Chefredaktion). Seit 1992 präsidiert er den schweizerischen Presserat.

Professoren sind zwingend Kommunikatoren: Sie lehren und publizieren. Sie stellen sich fachlichen Debatten – in Seminarien, Kolloquien, an wissenschaftlichen Kongressen, auf Volkshochschulen und Podiumsgesprächen. Das war auch bei Herbert Lüthy nicht anders, als er den Basler Lehrstuhl für Geschichte innehatte. Doch er war ein eigenwilliger, listiger, spezieller – ein getarnter Kommunikator.

Als ich 1971 Assistent von *Herbert Lüthy* wurde, ohne ihn vorher persönlich gekannt zu haben, begegnete ich einem Mann, der alles wusste: über Geschichte, Politik, Literatur, Kunst, Musik, Ethnologie, Philosophie, Soziologie, Ökonomie. Wenn er auf mich einredete, ging er vermutlich davon aus, dass ich alles verstand, was er sagte. Aber ich verstand anfänglich gar nichts. Er war – und ist – ein Kommunikator eigener Art. Er denkt mit Lichtgeschwindigkeit, verknüpft Anstösse im Gespräch mit Hunderten von Assoziationen und schlägt Bogen, die den Gesprächspartner verblüffen und überfordern. Doch mit der Zeit lernte ich, aus seiner mit vielen Fussnoten gespickten Rede die Hauptaussagen herauszuschälen und ihn zu interpretieren. Und ich merkte, dass *Herbert Lüthys* interpersonale Kommunikation anderen noch mehr Schwierigkeiten bereitete: den Studierenden. In den Sprechstunden begriffen sie oft überhaupt nicht, was er meinte, und sie kamen anschliessend zu mir, um sich seine Aussagen erläutern zu lassen. Und in den Vorlesungen, wo sie eine lineare Erzählweise gewohnt waren, möglichst noch gegliedert in Erstens, Zweitens, Drittens oder 1.1., 1.2. und 1.3., blieben ihre Notizpapiere in den Stunden *Herbert Lüthys* meist leer, weil sie nicht erkennen konnten, was wichtig und was unwichtig war. *Lüthy* redete eben, wie er schrieb: in brillanten, dialektisch aufgebauten und wie das Wasser in römischen Brunnen von Stufe zu Stufe weiterfliessenden Sätzen, die aber oft mit den Nebensätzen begannen und bei denen das Verb des Hauptsatzes eine Weile auf sich warten liess. Ein Teil der Studierenden war von dieser Brillanz überfordert.

Doch die andern kapierten bald, dass man *Herbert Lüthy* auf spezielle Art rezipieren muss: Zuhören, sich in den Bann ziehen lassen, den Gedankengängen folgen – und siehe da! Plötzlich fällt der Groschen, und man stösst zu neuen Erkenntnissen vor. *Lüthys* Texte – die geschriebenen und die gesprochenen – eröffnen immer wieder unbekannte Zusammenhänge, unerwartete Einsichten, und sie bestätigen häufig Vermutungen, die man schon lange hatte, die aber noch nie so messerscharf formuliert und so klar belegt wurden. Wer die gängigen, die banalen, die nach dem Mehrheitsgeschmack und der Staatsräson «logischen» Schlussfolgerungen erwartet, kann mit seinen Texten wenig anfangen. Wer so rezipiert, erlebt *Herbert Lüthy* als getarnten und kaum zu entschlüsselnden Kommunikator. Wer sich aber auf Umwege einlässt und sich hinführen lässt zu neuen Erkenntnissen, wird um so reicher beschenkt.

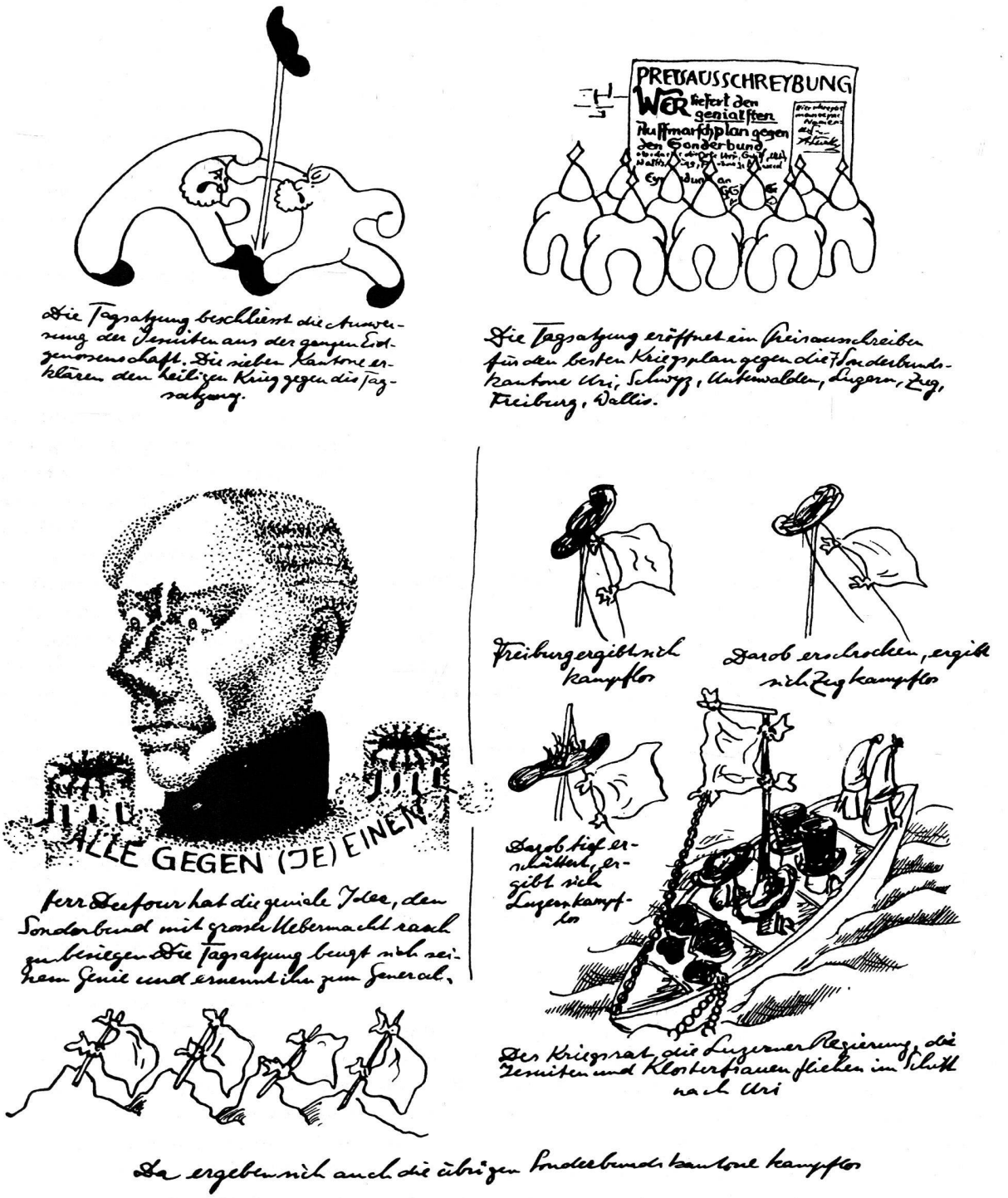
Ennenda und Jura

Herbert Lüthy hat listig mit dieser Tarnung gespielt. Als 15jähriger zeichnete er eine Schweizergeschichte in Comic-strips mit einem Text, der schon im Heranwachsenden den bissigen Satiriker und Kritiker der gängigen Geschichtsschreibung erkennen liess. 1962 gab er diesen Comic unter dem Titel «Die Bilderhandschrift von Ennenda. Die glorreiche Geschichte von der Schweizerischen Eidgnosschaft vom Urbeginn bis zur Bundesverfassung von 1848 mit vielen getrewlichen Bildern und vielen wahrhafftigen Abconterfeyungen berühmter Staats- und anderer Männer» natürlich getarnt, nämlich anonym, heraus[1]. Vermerkt war lediglich «Haba fecit A.D. 33», und im Vorwort, unterschrieben mit «Für die Vereinigung Pro Chronica Patriae Ennentanensi, Dr. Paul Zacharias Kubli»,

1 Die Bilderhandschrift von Ennenda. Die glorreiche Geschichte von der Schweizerischen Eidgnosschaft vom Urbeginn bis zur Bundesverfassung von 1848 mit vielen getrewlichen Bildern und vielen wahrhafftigen Abconterfeyungen berühmter Staats- und anderer Männer. Haba fecit A.D. 33. Bern 1962, vom Verlag Herbert Lang als Faksimile-Ausgabe in 650 numerierten Exemplaren herausgegeben.

philosophierte der getarnte *Lüthy* darüber, wie es wohl zu dieser Bilderchronik gekommen sei und was mit «Haba fecit A.D. 33» gemeint sein könnte. *Lüthys* Schalk kam nicht nur in der phänomenalen Leistung des Glarner Schülers, sondern auch in diesem Vorwort, mit dem er sogar renommierte Historiker aufs Glatteis führte, unzweideutig zum Ausdruck.

In der «Arbeitsgruppe ‹Historische Standortbestimmung›», die den damaligen Aussenminister, Bundesrat *Friedrich Traugott Wahlen,* beriet und der unter anderem die Professoren *Herbert Lüthy, Eugen Böhler, Walter Hofer, Olivier Reverdin, Edgar Bonjour* und *Jean-Rodolphe von Salis,* die Alt-Bundesräte *Max Weber* und *Giuseppe Lepori* sowie einige Parlamentarier, Di-



Die Bilderhandschrift von Ennenda. Die glorreiche Geschichte von der Schweizerischen Eidgnosschaft vom Urbeginn bis zur Bundesverfassung von 1848 mit vielen getrewlichen Bildern und vielen wahrhafftigen Abconterfeyungen berühmter Staats- und anderer Männer. Haba fecit A.D. 33. Bern 1962, vom Verlag Herbert Lang als Faksimile-Ausgabe in 650 numerierten Exemplaren herausgegeben.

plomaten und Militärs angehörten, referierte *Herbert Lüthy* am 20. November 1965 über die Jurafrage. Er unterbreitete und begründete den Bundesrat *Wahlen* schockierenden Vorschlag, den Jura von Bern zu trennen und zwei Halbkantone zu bilden, einen (katholischen) Kanton Nordjura und einen (protestantischen) Kanton Südjura. *Lüthy* sprach getarnt, denn das Protokoll der Sitzung wurde als vertraulich erklärt. Dennoch fand es den Weg an die Öffentlichkeit: Das Rassemblement Jurassien publizierte das Protokoll als Broschüre, und *Lüthys* Idee fand natürlich sofort Eingang in die Juradebatte. Auf einer Exkursion mit *Herbert Lüthy* und Studierenden in den Jura hat uns Nationalrat *Jean Wilhelm* Anfang der siebziger Jahre in einem Restaurant in Porrentruy enthüllt, dass er es gewesen sei, der damals die Indiskretion begangen und *Lüthys* Ideen enttarnt habe. *Lüthy* blieb im Jura-Konflikt am Ball: 1972 veröffentlichte er seine Schrift «Ein Vorschlag für den Jura»[2], in der er unter anderem anregte, dass eine jurassische Versammlung die Grenzen des künftigen Kantons selbst definieren sollte. Doch er kam zu spät. Die Weichen waren schon gestellt – Richtung Plebiszit in den von Bern definierten Grenzen. 1974 fand es statt; die Mehrheit der sieben jurassischen Amtsbezirke stimmte für den eigenen Kanton, der dann schliesslich nur ein nordjurassischer Kanton wurde, weil die drei südjurassischen Bezirke in der zweiten Plebiszitrunde von 1975 sich ihm versagten und bei Bern blieben und das Laufental schliesslich zu Baselland wechselte.

1847 und 1940

1968, als die Studierenden revoltierten und als die Warschauer-Pakt-Truppen den tschechoslowakischen Reformkommunismus niederwalzten, wandte sich *Herbert Lüthy* einem ganz anderen Thema zu, nämlich den schweizerischen Auseinandersetzungen des 19. Jahrhunderts, die «Schutt konfessionellen Haders» zurückgelassen hatten. *Walter Gut,* damals Redaktor der «Civitas», Monatsschrift des Schweizerischen Studentenvereins, ersuchte *Lüthy* brieflich, sich gelegentlich zu diesem Thema zu äussern, blieb dann lange ohne Antwort und erhielt schliesslich einen Brief, der mit der Anrede «Sehr geehrter Herr Dr. Gut» begann, die Schwierigkeiten der Antwort darlegte und dann einfach weiterfuhr mit einem grossartigen historischen Essay über das schweizerische 19. Jahrhundert[3]. Wiederum publizierte *Lüthy* getarnt – erstens in einer Zeitschrift, in der nicht jedermann historische Abhandlungen vermutet, und zweitens in einer Form (dem Brief), die für wissenschaftliche Aufsätze unüblich ist. Auch das ist typisch für *Herbert Lüthy:* Er kommunizierte nicht nur auf den grossen Bühnen, sondern nahm auch eine Anfrage ernst, die zu einer Publikation etwas abseits von der grossen Heerstrasse wissenschaftlicher Fachdebatten führte.

«Die Disteln von 1940» sind eine glänzende Analyse des damaligen Zustandes der Schweiz, die viel von dem vorwegnimmt, was heute diskutiert (und kontestiert) wird.

Ein letztes Beispiel der Tarnung: Als *Georg Kreis* seine Detailstudie über die Aktion *Trump* vom Juli 1940 publizieren wollte, bat er *Herbert Lüthy* um ein Nachwort. Es erschien unter dem Titel «Die Disteln von 1940»[4] und ist eine glänzende Analyse des damaligen Zustandes der Schweiz, die viel von dem vorwegnimmt, was heute diskutiert (und kontestiert) wird. Chefredaktor *Oskar Reck* schrieb in den «Basler Nachrichten»: *«(...) der für sich allein schon höchst aufschlussreiche und passionierende Bericht über die Aktion Trump erlangt seine volle Bedeutung erst durch das Nachwort, das der Basler Ordinarius für Geschichte, Herbert Lüthy, ihm anfügte. Dieses Nachwort nämlich, durch Substanz und Sprache ein grosser historischer Essay, legt zum ersten Mal bloss, weshalb die Eidgenossenschaft in ihrem Normalzustand der ‹Führerlosigkeit›, als Immobilismus und Wachsamkeit sich vollkommen deckten, zu einem Widerstand fähig war, der einem Trump keine Chance liess.»*[5] Wiederum hatte *Lüthy* getarnt kommuniziert, nicht unter dem eigenen Namen, sondern bloss als Nachwort in einer anderen Publikation, weil er die Bitte des Autors nicht abschlagen konnte und weil ihn der Stoff interessierte. Natürlich hat er auch ungetarnt publiziert, viel sogar. Aber besonders reizvoll ist es, dem getarnten Kommunikator auf die Spur zu kommen – und jedesmal auf Trouvaillen zu stossen. ✦

2 Lüthy, Herbert: Ein Vorschlag für den Jura. 15 Thesen zur jurassischen Selbstbestimmung, Bern 1972.

3 Lüthy, Herbert: Vom Schutt konfessionellen Haders..., S. 259–280 in: «Civitas» Nr. 4, Dezember 1968.

4 Lüthy, Herbert: Die Disteln von 1940, S. 85–110 in: Kreis, Georg (1973): Juli 1940. Die Aktion Trump. Basel 1973.

5 Reck, Oskar: Zwischen Weltgeschichte und Seldwyla. In: «Basler Nachrichten», 9.12.1972.